№ 4 Neue Gartenlaube. 1896

Beilage zum „Danziger Courier".

Die Enterbte des Glücks.

Preis-Roman von E. Perodi.
Befugte Bearbeitung aus dem Italienischen.

[4]

XI. (Fortsetzung.)

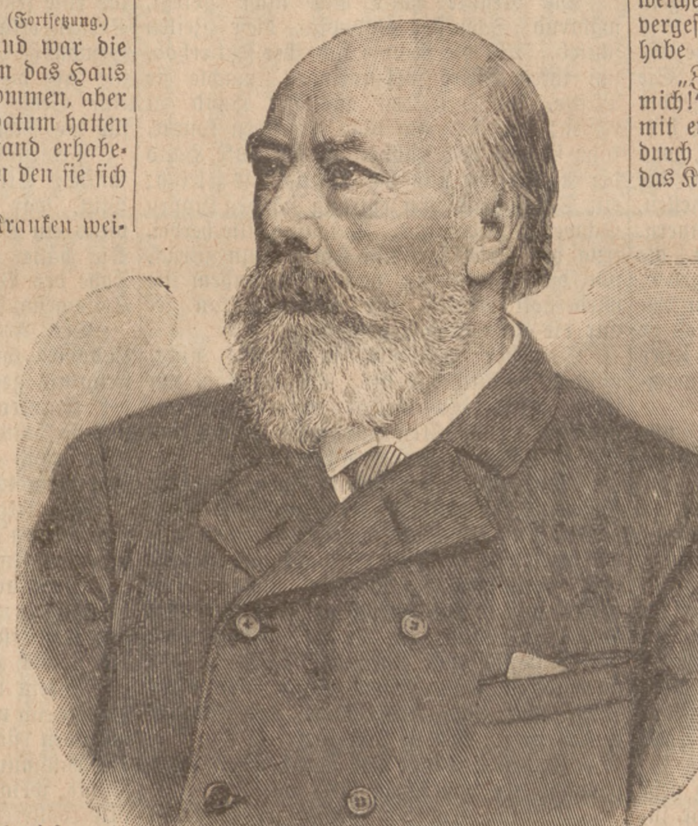
In diesem Gemütszustand war die Schwester Ludovica in das Haus der armen Irren gekommen, aber ein Name und ein Datum hatten genügt, um sie aus jenem Zustand erhabener Seelenhöhe herauszureißen, in den sie sich selbst künstlich versetzt hatte.

Zu Füßen des Lagers der Kranken weilend, grübelte Schwester Ludovica die ganze Nacht darüber nach, wie jenes Buch in das Gemach gekommen sein könne, in welchem sie es gefunden. Sie durchlebte im Geist von neuem all' jene Schmerzen, die vor dem Tode des Vaters sie gepeinigt. Sie fragte sich, wer die Irre besucht, wer ihr das Buch gebracht haben könne und sagte sich selbst mit dem Gefühl tiefinnerer Beruhigung, daß sie da, wo sie jetzt weile, doch auch ebenso sicher sein müsse vor der Berührung mit Menschen, wie in den Mauern eines stillen Klosters.

Als die Kranke endlich die Augen aufschlug, begriff Schwester Ludovica, daß sie nicht mehr das Recht habe, an sich selbst zu denken, sondern an die ihr anvertraute Kranke. Sie rief die Wärterin herbei und schickte sich im Verein mit dieser an, den Anzug der Gräfin zu ordnen. Sie legte dabei solche Sorgfalt und Nettigkeit an den Tag, daß die Marchesa Mati, als sie ins Zimmer trat, erstaunt ausrief:

„Schwester Ludovica, Sie haben diese Unglückliche ja schon vollständig verändert!"

Die Marchesa war stets eine vielbeschäftigte Frau, welche der Krankenstube nicht viel Zeit widmen konnte, aber den Haushalt der Nichte verwaltete sie doch mit großer Umsicht; nur die Krankenpflege blieb ganz und ausschließlich Schwester Ludovica überlassen und diese fand erst zu später Abendstunde



Andreas Achenbach.

einen Augenblick, in welchem sie sich in ihr Zimmer zurückziehen und wieder nach dem Buch greifen konnte, das ihr ganzes Denken in Anspruch nahm, weil es Erinnerungen wachrief, die längst hätten begraben sein sollen.

„Herr, erbarme Dich meiner," schluchzte sie weinend, „ich hänge doch noch zu viel am Leben, ich empfinde zu sehr alle Schmerzen, welche dasselbe mit sich bringt; gieb, daß ich vergessen lerne, daß ich keine Thränen mehr habe für alles, was ich verloren."

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Sie ermordet mich!" rief in diesem Augenblick Antonina mit erschreckter Stimme und unterbrach dadurch das Gebet der Nonne. Diese eilte in das Krankenzimmer und sah, daß die Wärterin sich thatsächlich in einer gefährlichen Lage befand. Als die Kranke aber den strengen, auf sie gerichteten Blick der Nonne gewahrte, kroch sie ganz beschämt zwischen das Bett und die Mauer.

„Was ist die Ursache zu diesem Anfall gewesen?" fragte Schwester Ludovica.

„Ich weiß es nicht," erwiderte die Krankenwärterin, indem sie sich die Haare aus der Stirn strich. „Diese Frau ist ein Satan, sie war ganz ruhig und spielte mit ihren Brillantringen; aber plötzlich riß sie die Augen weit auf, faßte nach meiner Hand und griff nach meinem Trauring, um ihn mir vom Finger zu ziehen. Als sie sah, daß ich mich dem widersetzte, riß sie mich an den Haaren!"

Schwester Ludovica antwortete nicht, aber sie hatte ihre Gedanken und sagte sich, daß sie hier im Hause noch manche seltsame Entdeckung machen werde.

Lange Zeit hindurch kauerte die Kranke in jenem verborgenen Winkel des Zimmers und blickte mißtrauisch nach der Thür, als fürchte sie den Eintritt irgend einer Person. Die Nonne trat auf sie zu und sprach zu ihr, wie mit einem Kinde, aber die Irre antwortete nur mit wilden Blicken.

Während Schwester Ludovica bestrebt war, sie zu sich heranzuziehen, bemerkte sie, daß die Dame einen Trauring nicht trage und unwillkürlich stellte sie sich die Frage, ob dieser Wahnsinn vielleicht ein Herzensdrama in sich berge und der behandelnde Arzt mit seiner Vermutung im Recht sei.

Um von dem langen Zureden ein wenig auszuruhen, griff die fromme Schwester nach ihrem Gebetbuch und schickte sich an, in demselben jene Gebete zu lesen, welche sie ohnehin fast auswendig kannte.

Während sie so für sich halb lesend, halb in Gedanken versunken da saß, fühlte sie eine Liebkosung an der Hand und aufblickend sah sie die Kranke, welche auf den Knien bis zu ihr gerutscht war und mit wehmütiger Miene ihre Verzeihung erflehen zu wollen schien.

„Ja, ich verzeihe Ihnen," sprach die Nonne bewegt, indem sie die Kranke an sich zog, „nun stehen Sie aber auch auf und lassen Sie mich Ihre Stimme vernehmen! Wenn Sie wüßten, wie weh mir Ihr Schweigen thut, wenn Sie in demselben beharren, so sehe ich darin einen Beweis, daß es Ihnen unangenehm ist, wenn ich hier bleibe und ich werde dann natürlich alsbald fortgehen."

„Fort? — nein!" stammelte die Kranke und sie würde vielleicht noch mehr geredet haben, wenn in diesem Augenblick nicht der Professor Guinigi eingetreten wäre.

„Glauben Sie mir immerhin, es besteht ein häusliches Drama!" erklärte dieser, als er den Bericht der Klosterfrau entgegengenommen.

„Wenn irgend jemand im stande ist, dasselbe zu entdecken, so sind Sie es! Sie müssen sich vorstellen, daß Sie ein Reisender sind, welcher Gegenden durchstreift, die bisher noch unergründet geblieben. Alles, was Sie sehen, muß Ihnen dazu dienen, die Geschichte dieser Seele zusammen zu stellen, Sie sollen sich an alles genau erinnern. Lassen Sie sich von der Marchesa die Schmuckgegenstände der Kranken geben, sehen Sie nach, ob Sie unter denselben den Trauring finden, prüfen Sie dann ob er wirklich die gleiche Form hat, wie jener Ring, welcher den Zorn der Kranken wachrief."

„Ich werde thun, was Sie von mir fordern!" entgegnete die Klosterfrau, „bauen wir auf Gott."

„Gestatten Sie mir auch auf Sie zu bauen!" erwiderte der Professor, indem er sich verneigte und hinter dem Thürvorhang verschwand.

Das Vertrauen, welches der Arzt ihr gegenüber an den Tag legte, veranlaßte die Nonne alles zu wagen, um dasselbe zu verdienen. Es war nicht die weibliche Neugierde, welche in ihr sich regte, sondern nur das Hoffen und Sehnen, eine kranke Seele zur Genesung bringen zu können.

„Ich schreibe Ihrem Gemahl und gebe ihm Kunde von Ihnen. Trachten Sie inzwischen auszuruhen!" sprach sie zu der Kranken, indem sie dieselbe vorsorglich auf eine Ottomane bettete.

Ein böser Blick schoß aus den Augen der Kranken, aber die Nonne bändigte denselben und gab ihrer Schutzbefohlenen einen Fächer in die Hand, kaum sah diese jedoch Schwester Ludovica am Schreibtisch sitzen, als sie geräuschlos näher schlich, das Papier ihren Händen entriß, es zu Boden warf und wütend darauf umherstampfte. Schwester Ludovica trachtete sie zu beruhigen, brachte es schließlich auch dazu, daß die Kranke wieder auf der Ottomane Platz nahm und fing abermals zu schreiben an.

Im nächsten Augenblick jedoch war ihre Schutzbefohlene von neuem auf sie zugesprungen und bemühte sich, mit blitzenden Augen das Briefpapier abermals an sich zu reißen. Da ihr dies nicht gelang, faßte sie die arme Nonne um den Hals und trachtete mit aller Kraft der Irren, dieselbe zu würgen.

Schwester Ludovica kämpfte mutig und es gelang ihr auch endlich, sich frei zu machen. Mit strenger Stimme befahl sie der Kranken, ruhig zu bleiben, wenn sie nicht wolle, daß man sie binden lasse.

Die Irre gehorchte. Schwester Ludovica aber sah, wie jene am ganzen Körper bebte und begriff, daß sie den Blick nicht von ihr wegwenden dürfe, und konnte deshalb nur mit Mühe und Not ein paar Zeilen an den Gatten der Aermsten schreiben, in welchen sie ihn bat, sie über die Ursache dieser Krankheit aufzuklären.

„Wie schwer es doch ist," schrieb sie, „ohne irgend einen Anhaltspunkt, sich in dem wirren Geist einer Irren zurechtzufinden. Mir ist es zuweilen, als ob ich das Schreien einer Verwundeten höre, welcher ich, ohne es zu wollen, Schmerz bereite. Ich flehe zum Himmel, daß Gott, der in meinem Herzen liest und meine Absichten kennt, mir auf diesem schweren Wege zum Führer werde!"

Die Kranke hatte sich nicht geregt, während Schwester Ludovica diese Zeilen schrieb. Als die Nonne sich aber jetzt erhob, um ihren Brief fortzubringen, machte sie Miene, ihr denselben aus der Hand zu reißen; da sie ihn nicht erreichen konnte, fuhr sie mit den Zähnen in die linke Hand der Klosterfrau und biß ihr tief ins Fleisch; ein Schmerzensschrei entrang sich den Lippen Schwester Ludovicas. Antonina eilte herbei, trug den Brief fort und kehrte dann zurück, um die Wunde zu verbinden, indem sie wiederholt erklärte, für diesen Satan sei nur die Zwangsjacke geschaffen.

Schwester Ludovica antwortete nicht, obschon sie furchtbar litt. Sie beschloß, um jeden Preis den Grund dieses Familiendramas zu erfahren und stellte zu solchem Zweck allerhand Fragen an Antonina.

„Was soll ich Ihnen sagen, fromme Schwester," erwiderte die Krankenwärterin, sie hat uns schon das verrückteste Zeug aufgeführt, seit ich hier bin; anfangs rief sie nur unaufhörlich nach dem Gatten und geriet außer sich, wenn er fünf Minuten länger ausblieb, als sie es sich eingeredet hatte; dann, mit einemmal hörte sie auf zu sprechen, wollte ihren Mann nicht mehr sehen und nach dem Tode des Kindes wurde sie so, wie sie jetzt ist."

„Seltsame Dinge hat sie aber doch schon gemacht, ehe das Kind starb, wie?"

„Freilich, seit der Geburt desselben ist sie nie mehr ganz licht gewesen; die ersten zwanzig Tage war sie erträglich, aber eines Abends, nach einem langen Gespräch mit dem Gemahl, ist sie nicht mehr zu sich gekommen."

„Schwester Ludovica wußte genug. Während des ganzen übrigen Tages beschäftigte sie sich damit, die Fäden der Lebensgeschichte des armen jungen Geschöpfs an einander zu reihen.

Nachdem sie die Kranke ins Bett gebracht, das Vaterunser und das Ave Maria mit ihr gebetet, sah diese eine Weile unverwandt nach der Hand der Klosterfrau; dann beugte sie sich plötzlich nieder und küßte die Finger jener Hand, welche sie kurz vorher gebissen.

Diese Liebkosung that Schwester Ludovica wohl, weil sie ihr offenbarte, daß die Kranke wenigstens Augenblicke der Klarheit habe und sie hoffen konnte, daß dieselben die ersten Zeichen der herannahenden Genesung seien.

X.

Die Marchesa Mati übergab der Klosterfrau die Schlüssel zu dem Zimmer des Gatten und zu der feuerfesten Kasse, in welcher sich der Schmuck befand.

„Sie werden begreifen, daß ich meinem Neffen gegenüber für alles, was sich hier im Hause befindet, verantwortlich bin und folglich von Ihnen eine Bestätigung über den Empfang der Schlüssel begehren muß."

„Ich bin bereit, dieselbe zu geben," erwiderte die Schwester Ludovica, durch dieses Mißtrauen etwas gekränkt. Sie stellte nun eine in aller Form rechtens abgefaßte Bestätigung aus und übergab diese der Marchesa.

„Es ist im Grunde genommen, ja nicht notwendig," sprach diese, indem sie das Blatt in die Tasche steckte, „aber für alle Fälle! Sie begreifen, es gehört zur Ordnung."

Dieser Frau, welche in ihrer äußern Erscheinung und in ihrer Art so gar nichts Vornehmes hatte, war Schwester Ludovica nichts weniger als zugeneigt, sie hatte in ihr eine jener, ganz und gar nicht erhabenen Seelen erkannt, welche fromm waren aus Gewohnheit, ehrlich, weil ihre Ehrlichkeit nie auf die Probe gestellt worden, sie war eine Seele ohne Ideale und ohne Nachsicht für die Schwächen andrer.

Professor Guinigi hingegen mit seiner sanften Stimme, mit seinem gutmütigen Blick, war in den Augen Schwester Ludovicas ein Mann, der höchsten Achtung wert. Sie hätte sich längst gewünscht, daß beim Tode des Vaters ein solcher Bruder ihr zur Seite gestanden.

Der Arzt wollte, nachdem Schwester Ludovica ihn von all' ihren Beobachtungen Kenntnis gegeben, zugegen sein, wenn man der Kranken ihr Juwelenkästchen überreiche und so holte denn Schwester Ludovica dasselbe rasch herbei, ohne sich auch nur die Zeit zu gönnen, einen Blick hineinzuwerfen.

Die Kranke lag wie gewöhnlich auf dem Boden hingestreckt und barg ihr Haupt in einen Fußpelz.

Professor Guinigi stand vor ihr und beobachtete sie. Schwester Ludovica stellte das Kästchen neben die Kranke, deren Augen als sie sich auf die Juwelen richteten, sofort zu funkeln und zu sprühen begannen. Sie griff gleich nach zwei Armbändern und legte dieselben sich an; dann befestigte sie eine Perlenschnur am Halse und vertauschte die Ringe, welche sie an den Fingern trug, mit prunkvolleren. Beim Anblick des einen oder andern Schmuckgegenstandes zog sie aber die Brauen zusammen und man hatte die Empfindung, als ob peinliche Erinnerungen in ihrer Seele wach geworden seien.

„Ich werde wohl beachten, welches die Juwelen sind, die von der armen Frau zurückgestoßen werden!" sagte die Schwester zu dem Arzt. „Den Trauring sehe ich einstweilen noch nicht."

Einen Augenblick später steckte die Nonne den Trauring der Wärterin an den Finger

und legte die Hand so, daß die Blicke der Kranken unbedingt darauf fallen mußten; diese starrte sie an, machte eine heftige Bewegung, riß der Nonne den Ring vom Finger und flog mit demselben aufs Fenster zu. Da der Professor sie davor zurückhielt, den Ring hinauszuwerfen, schleuderte sie ihn zu Boden und fing an, mit aller Wucht darauf herum zu treten. „Verräter, schändlicher Verräter!" rief sie dabei einmal um das andre.

Der Professor ließ sie gewähren und schüttelte, die Nonne anblickend, den Kopf.

Antonina, welche draußen hinter der halbangelehnten Thür stand, rief jetzt Schwester Ludovica zu:

„Bitte, bitte, nehmen Sie ihr meinen Ring, sie zertritt ihn mir ja vollständig!"

Nach einiger Mühe gelang dies auch und der Arzt gab der Kranken eine beruhigende Arznei.

„Ich, als Arzt, würde am liebsten Fragen an den Gatten stellen, wenn diese ihm aber die Augen öffneten und seine Vermutungen zur Gewißheit werden ließen, das ist es, was ich befürchte. So lange die Kranke übrigens hier in der gleichen Umgebung weilt, ist es schwer, wichtige Entdeckungen zu machen."

Die Nonne gestand, daß sie der gleichen Ansicht sei und meinte, es wäre angezeigt, der Kranken wieder freien Spielraum zu geben, in allen Zimmern sich zu bewegen, nachdem man zunächst Gegenstände, welche ihr vielleicht gefährlich werden könnten, aus denselben entfernt hätte.

„Sie denken an alles! Glauben Sie aber, daß Ihre Gesundheit diesem Leben in steter Aufregung wird dauernd standhalten können?"

„Diese Art der Krankenpflege ist mir allerdings neu, aber ich werde mich auch daran rasch gewöhnen; was man immer zu thun hat, wird nach und nach ja doch zur zweiten Natur!"

Ludovica dachte dabei an ihre seelischen Schmerzen, welche mit Ruhe zu ertragen sie nach und nach gelernt hatte. Guinigi blieb lange Zeit, nicht so sehr um zu sehen, welche Wirkung das Chloral hervorrufe, das er der Kranken gegeben, als vielmehr um die sanfte Stimme der Nonne noch weiter vernehmen zu können. Er hatte als Arzt sich stets davor gescheut, die seiner Obhut anvertrauten Patienten Klosterfrauen zu überlassen, jetzt mit einemmal war diese seine Abneigung geschwunden und er begriff nicht, wie es Schwester Ludovica gelingen konnte, ihm so viel Vertrauen einzuflößen. Er fragte sich, wie sie, die so schön und so gebildet war, dazu gekommen sein mochte, im stillen Kloster eine Zuflucht zu suchen. Und er befaßte sich gegenwärtig mehr mit ihr, als mit der Kranken, die, nachdem sie sich beruhigt hatte, nichts weiter that, als Ringe und Armbänder anzulegen und wieder abzunehmen.



„Tick, tick!"

„Die Zeit entrinnt mit Windesflügeln und unaufhaltsam ist ihr Lauf," das hat der alte Landmann auf unserm Bild längst empfunden. Sein kleines Enkelchen indes hat dafür noch kein Verständnis. Es hört wohl das Ticken der Uhr, welche Großvater scherzend an sein Ohr hält, aber was es bedeutet, faßt es in seiner jugendlichen Glückseligkeit noch nicht. Einst wird es aber auch ihm tönen: „Fort mußt Du, Deine Uhr ist abgelaufen!"

„Ich werde schön sein, sehr schön!" sagte sie, indem sie sich dabei im Spiegel betrachtete. Sie war aber vollkommen ruhig geworden und griff sogar plötzlich nach einer Handarbeit, die ihre ungeübten Finger allerdings nicht sehr geschickt verrichteten.

Am Abend vernahm man die Klänge der Musikbande, welche auf der Piazza Navona spielte, ganz deutlich im Zimmer der Kranken; diese lächelte, horchte auf und trällerte leise die Melodie vor sich hin, welche sie hörte. Erst, als die Musik verstummte, konnte Schwester Ludovica sie dazu bewegen, sich zur Ruhe zu begeben.

XI.

Als die Nonne das Zimmer des Gemahls der Kranken absperren wollte, bemerkte sie, daß das Juwelenkästchen noch offen auf dem Tisch stand und eilte, um dasselbe abzuschließen.

Des Morgens, als sie es geholt, hatte sie nicht viel umhergeblickt, unwillkürlich holte sie jetzt das Versäumte nach. Das Zimmer, in welchem sie sich befand, war sehr groß; an der Decke sah man Stuckaturarbeiten aus dem sechzehnten Jahrhundert. Ein kleines Feldbett, auf welchem ein weißes Bärenfell lag, stand in einer Ecke, da und dort gewahrte man auf Konsolen kostbare Bronzen; die Büchertörte waren alle reich besetzt, aber trotz alledem machte das Zimmer einen unbewohnten und nichts weniger als gemütlichen Eindruck.

Zum erstenmal seit Schwester Ludovica den Beruf der Krankenwärterin gewählt, war sie nicht unbeteiligte Zuschauerin auf dem Platz, wohin man sie gestellt, sie litt für die Leidenden und empfand ihren Schmerz, als ob er sie selbst berühre.

Während sie an den tief betrübenden Seelenzustand der Kranken dachte, fühlte sie plötzlich, daß jemand sie am Kleid zog.

Es war die Marchesa Mati, welche hinzugetreten war und mit besorgter Miene mitteilte:

„Schwester Ludovica, Seine Eminenz, der Kardinal, ist in Frascati erkrankt; Sie werden begreifen, daß ich mich genötigt sehe, meinem Bruder beizustehen. In den Tagen, in welchen ich gezwungen bin von hier fern zu bleiben, erweisen Sie mir wohl die Gefälligkeit, auch um das Hauswesen sich zu bekümmern. Wenn irgend etwas sich ereignen sollte, so bitte ich Sie, mir gleich zu telegraphieren. Hier in dieser Brieftasche befindet sich Geld und da haben Sie die Schlüssel, fahren Sie fort, den täglichen Bericht zu schreiben und diesen an mich zu richten!"

(Forts. folgt.)

Für Küche und Haus.

Gebratene Gänseleber. Mehrere schöne Gänselebern wässert man einige Stunden in Milch, zerschneidet sie in fingerstarke Scheiben, bestreut sie mit Salz und Pfeffer und wendet sie in Mehl und darauf in Ei und geriebener Semmel. Die Leberscheiben werden in steigender Butter rasch gebraten, die Butter mit kräftiger Brühe aus Liebigs Fleischextrakt verkocht und über die Leberscheiben gegossen.



Andreas Achenbach (Seite 13). Am 29. September v. J. hat der Großmeister der deutschen Landschaftsmaler, Andreas Achenbach, seinen 80. Geburtstag gefeiert. Nur wenige Altersgenossen von ihm leben noch, die sich erinnerten, wie er 1831 sein erstes Bild malte. Es war eine Ansicht der Düsseldorfer Kunstakademie, des alten Schlosses, das im Jahre 1872 durch Feuer zerstört wurde. Das noch heute in Düsseldorfer Privatbesitz befindliche Bild zeigt eine für einen 16 jährigen Jüngling merkwürdige Sicherheit in Auffassung und Technik. Das erste Auftreten des jungen Künstlers vor der Oeffentlichkeit wurde auch dadurch zu einem wichtigen Ereignis seines Lebens, daß sein Erstlingswerk auf der Ausstellung des im Jahre 1829 gegründeten Künstlervereins für die Rheinlande und Westfalen sogleich einen Käufer fand. Die Kunstgeschichte unsers Jahrhunderts lehrt, welchen außerordentlichen Einfluß Achenbach auf die ganze Düsseldorfer Kunst und auf die deutsche Landschaftsmalerei überhaupt ausgeübt hat. Wenn er auch keine Schüler gebildet hat, so hat die Einwirkung seiner Kunst sich doch geltend gemacht bei den meisten, und viele hat sein Ruf nach Düsseldorf gezogen. Manchem hat er mit Rat und That zur Seite gestanden, die Hauptwirkung aber haben seine Werke geübt, an denen jeder lernen konnte. Trotz der ehrenvollen Rufe, die Andreas Achenbach aus der früh zur Arbeit gewordenen Kunststadt am Niederrhein entführen wollten, ist er dieser immer treu geblieben. Der Düsseldorfer ist stolz auf seinen Andreas Achenbach, er ist ihm, wie schon gesagt, der Meister der Künstlerschaft. In seinen jungen Jahren war Andreas Achenbach ein hervorragendes Mitglied der Karnevalsgesellschaften, und von seinem Witz, seiner Satire wissen die Männer jener Zeit noch vieles zu erzählen. Seine Karrikaturenzeichnungen aus jener Zeit sind heute sehr geschätzt und gesucht. Es war eine Veranstaltung aus dem Volksempfinden heraus, die Andreas Achenbach an seinem 80. Geburtstage eine großartige Ehrung bereitet hat. Von Fürsten erhielt er hohe Orden in großer Zahl. Die goldenen Medaillen, welche die Preisrichter auf den großen Weltausstellungen verleihen können, sind ihm alle zugeteilt worden. Die Universität zu Bonn ernannte ihn schon an seinem 70. Geburtstage zu ihrem Ehrendoktor. Die ganze Stadt Düsseldorf hat das Fest seines 80. Geburtstags auf das glänzendste gefeiert, möchten ihm noch viele Jahre ruhmreichen Schaffens beschieden sein!



Die erste Verwendung der Steinkohle in England. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts fanden sich die Brauer und Schmiede Londons durch den hohen Preis des Holzes in ihrem Gewinn verkürzt und beschlossen daher, einige Versuche mit Kohle zu machen; aber ein Schrei der Entrüstung ging von den benachbarten Bewohnern gegen sie aus. Es wurde ein Bittgesuch an den König gerichtet, das wirklich ein Gesetz zur Folge hatte, welches das Verbrennen von Kohle in der Stadt untersagte. Jene, welche den neuen Brennstoff bereits versucht und sich von dem Vorteil gegenüber dem Holz überzeugt hatten, fuhren fort, es zu verwenden; aber die Regierung war so unnachsichtig in der Abschaffung eines so unerträglichen Mißbrauchs, als welcher die Verbrennung von Kohle galt, daß die Uebertretung dieses Gesetzes mit den größten Strafen belegt wurde; ja man hat Gewißheit, daß aus diesem Grunde sogar eine Hinrichtung vollzogen wurde. Die Frauen waren ganz besonders gegen den Gebrauch der Kohle, so daß sie keine Einladung annahmen, wo sie wußten, daß die Speisen mit Kohle gekocht waren. Wie sich die Zeiten ändern!

Ein heiteres Zollvergehen wird von russischen Blättern erzählt. Eine auf der Heimreise aus einem österreichischen Bade begriffene Baltaer Dame hatte in Tschernowitz ihr Reisegepäck noch durch den Ankauf einiger feiner Weckuhren bereichert, welche ihr von einem sein Geschäft auflösenden deutschen Uhrmacher zu einem höchst billigen Preise abgelassen worden waren. Die Freude über den vorteilhaften Kauf wurde der wirtschaftlichen Frau aber bald durch den Gedanken getrübt, daß sie für die Tschernowitzer Uhren ein Bedeutendes an Zoll werde zu zahlen haben, und, um diese unnütze Ausgabe zu sparen, bereitete sie den Uhren mit kunstfertiger Hand unter ihrem Reisekleide einen sicheren Versteck und sah mit größter Ruhe den kommenden Dingen entgegen, wußte sie doch ihre Reisepapiere in bester Ordnung. Auf dem Grenzzollamt spürte der untersuchende Zollbeamte in den Reisepapieren der Dame aber doch irgend einen Fehler auf und sah sich genötigt, dieselbe höflichst ins Zollbureau zu entbieten. Das war denn freilich doch etwas verhängnisvoll, aber unsre Dame legte den Weg vom Eisenbahnabteil bis ins Kontor durchaus glücklich zurück und alles wäre noch ganz gut und glatt abgelaufen, wenn nur der Zollbeamte weniger höflich und die deutschen Wecker minder vorlaut gewesen wären. So aber bietet der Zollbeamte der Baltaer Schönen in zuvorkommendster Weise einen Stuhl und, wie diese sich mit einer hochvornehmen Bewegung auf denselben niederlassen will, beginnen die dabei etwas unsanft aneinander gekommenen Wecker einen Heidenlärm und zetern so sehr über das Unpassende ihres derzeitigen Aufenthaltsortes, daß man ihnen sofort zu ihrem Recht verhelfen mußte. Mit den sechs Weckeruhren wurden auch noch einige zollpflichtige Seidenkleider und Spitzen an das Tageslicht befördert.

Vexierbild.

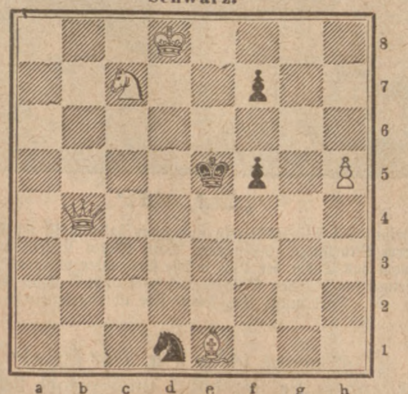


Wo ist Sultan?

Kathederweisheit. Professor (zu seinen Hörern): „Meine Herren, zur Zeit der französischen Revolution mußten viele Unschuldige das Schaffott besteigen — doch darauf komme ich später!“

Schach-Aufgabe von Dr. A. Decker, Chicago.

Schwarz.



Weiss. (5 + 4 = 9)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Ihre Auffassung. Die kleine Else: „Weshalb trägt denn unser Bello eine Marke am Halsband?“ Mama: „Weil wir Hundesteuer zahlen müssen.“ Else: „Warum hat denn aber unsre Katze keine solche Marke?“ Mama: „Die braucht keine; Katzen werden nicht besteuert.“ Else: „Mama, ich glaube Du irrst Dich; Papa sagte doch erst gestern, wir müßten soviel Miez-Steuer bezahlen!“

Eins muß sein. Mann: „Der Braten ist versalzen.“ Frau: „Aber Du hast ja noch gar nicht gekostet.“ Mann: „Nein, aber da er, wie ich sehe, nicht verbrannt ist, ist er wahrscheinlich versalzen.“

Zweisilbige Scharade.

Zwei Wörtlein Eigenschaften künden,
Die uns erfreun an allen Damen,
Was sie benennen, wenn sie sich verbinden,
Vereinigt sie zu einem Männernamen.

Krebswort-Buchstaben-Rätsel.

Dem, was der frühe Morgen bringt,
Wenn aus der Nacht der Tag sich ringt,
Häng' nur ein einzig M noch an,
Von rückwärts ist's ein Flugstern dann.

Aufgabe.

Aus folgenden 24 Buchstaben setze man 5 Wörter zusammen, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Dichters; deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, sein größtes Werk ergeben:

a, a, a, e, e, e i, o, o, g, h, h, h, l, l,
n, n, f, s, t, t, t, t, u.

Die zu bildenden Wörter bezeichnen: 1) ein zu allen Zeiten von allen Völkern verehrtes Wesen, 2) eine kleine Stadt in Schlesien, 3) eine sich morgens und abends wiederholende Naturerscheinung, 4) ein Frauenname, 5) eine Zahl und zugleich ein märchenhaftes Wesen.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Rätsels: **Klug, altklug**; des Teil-Rätsels: **De-pe-sche**; des Buchstaben-Rätsels: **Molch, Dolch, Strolch.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.